

Axel Anklam

„Lichter“ Skulpturenschau im Stadtgebiet von Eschborn

Ich freue mich, heute Abend zur Eröffnung der Ausstellung von Axel Anklam sprechen zu können und Sie, meine Damen und Herren, ein wenig mit seinem Werk vertraut zu machen.

Axel Anklam ist ein Künstler, der aus dem Handwerk kommt. Der 1971 in Wriezen geborene Bildhauer hat zunächst eine Ausbildung zum Kunstschmied durchlaufen und als Meister abgeschlossen. In den folgenden Jahren arbeitete er vor allem in der Denkmalpflege als Restaurator und war 1997 Stipendiat des Europäischen Zentrums für Denkmalpflege in Venedig. Diese Sätze umreißen viele Jahre des Lernens und Arbeitens. Jemand, der als Restaurator arbeitet, bedarf vieler Fähigkeiten und nicht nur die Beherrschung seines Handwerkes. Wenn man sich alten Objekten nähert, muss man auch behutsam sein. Wissen und Wahrnehmung müssen Hand in Hand gehen. Alle Dinge, die einer Restaurierung zugeführt werden, tragen eine lange Geschichte in sich. Sie erzählen von dem Wandel der Zeiten und von verschiedenen Ereignissen. Sie besitzen eine eigene Energie, die viel mit Vergänglichkeit und Altern zu tun hat. Ein Mensch, ein Künstler, der sich dafür entscheidet in der Restaurierung zu arbeiten, muss bereit sein, sich Zeit zu nehmen: Zeit zu sehen, zu denken und Zeit zu arbeiten. Historische Objekte bedingen nicht nur das Wissen um althergebrachte Techniken, sie fordern auch Sensibilität und Einfühlungsvermögen.

All diese Dinge sind Qualitäten, die auch das Werk des Bildhauers Axel Anklam prägen. Die Entscheidung, den Beruf zu wechseln und noch einmal zu studieren, noch einmal neu anzufangen, hatte Ende der 90er Jahre mit einem inneren Wandel zu tun. Ab 1998 begann Axel Anklam damit, sein Wissen und Können im Bereich der Metallverarbeitung eigenen Entwürfen zu widmen. Zunächst an der Burg Giebichstein, später an der Berliner Universität der Künste, entwickelte Axel Anklam eine eigene Haltung zur Plastik im Allgemeinen und zur Metallplastik im Besonderen.

Was den Betrachter unmittelbar fasziniert und was seine Arbeiten unverwechselbar macht, ist die luftige Leichtigkeit ihrer Erscheinung. Sie ähneln

in ihrer Erscheinung organischen Strukturen und physikalischen Phänomenen: wie Verwirbelungen, Strukturen in Luft und Wasser, Erscheinungen in Bewegung. Die Objekte in Eschborn sind alle aus Stahl, Edelstahl oder Edelstahlgaze gefertigt. Sie sind schwer und hart. Sie sind widerstandsfähig und beständig. Tatsächlich ist ihre Materialität so dauerhaft, dass sie die mehrere Hundert Jahre schadlos überstehen können. Diese Stabilität sieht man ihnen aber nicht an. Teilweise wirken sie wie die Momentaufnahme einer eingefrorenen Bewegung. Tritt man näher an sie heran, erfährt man zwei Dinge: Ihre räumliche Erscheinung ist komplexer als es aus der Ferne erscheint; das Stahlgeflecht, aus dem sie gearbeitet sind, ist dicker, härter und viel unbeweglicher als man glaubte.

Neben den reinen Formen spielt die Oberfläche der Objekte eine wichtige Rolle. Die im Stadtraum von Eschborn präsentierten Arbeiten haben eine „Haut“ aus Edelstahlgaze. Das Material gibt es in dieser Form erst seit wenigen Jahrzehnten. Es ist ein Produkt unserer hochindustrialisierten Welt. Das Stahlgeflecht schimmert im Licht, es entzieht sich in seiner Materialität unserem Blick. In seinen Überlagerungen flimmert es und täuscht teilweise sogar Bewegung vor. Die Arbeiten sind nicht kompakt und undurchdringlich. Sie sind luft-, licht-, und tondurchlässig.

Die Arbeiten von Axel Anklam lassen uns staunend zurück. Zu den Fragen rund um Technik und Materialität (Wie hat er das nur gemacht?) gesellen sich die Eindrücke der Ästhetik.

Die Plastiken sind nicht laut, nicht marktschreierisch. Sie sind bei aller Größe zart und sensibel. Sie sind leise und drängen sich nicht auf. Der Künstler selbst vergleicht sie mit einer Fuge: Diese erschließt sich erst, wenn man sie länger oder mehrfach betrachtet bzw. hört und sich schauend bzw. hörend in sie einfühlt.

Für Anklam ist die Musik ein wichtiges Element in der Schaffung seiner Kunst. In einem Interview hat er einmal beschrieben, dass er gerne ein Instrument spielen würde, aber leider keines beherrsche. Die Kraft der Musik macht möglich, den Zuhörer unmittelbar und unausweichlich in einen eigenen Raum zu entrücken. Die großen Kompositionen von Bach, aber auch beispielsweise von Mozart und anderen, können von Europäern genauso wie von Japanern oder Chinesen erfasst und erlebt werden. Dies zeigt sich nicht zuletzt darin,

dass einige der besten Interpreten dieser großen Meister aus dem asiatischen Raum stammen. Musik wirkt universell. Sie kann den Zuhörer erheitern oder trösten – unabhängig von seiner Herkunft oder seinem Wissen. Nicht aber unabhängig von seiner Wahrnehmung und seinem Einfühlungsvermögen.

Auch Axel Anklams Plastiken entwickeln sich aus einem Impuls ähnlich der einer Stimmung oder eines Gefühls. Manchmal auch aus dem Erlebnis einer Landschaft während einer Wanderung. Oder sogar aus einem Ton, bzw. einer Tonfolge. Unmittelbar ansehen kann man seinen Arbeiten ihre Entstehung aber nicht. Denn ihre Formen sind abstrakt. Der Künstler bildet keine Beschreibung oder Illustrationen aus: Vielmehr autonome Kunstwerke, die einen Formfindungsprozess, eine Dynamik durchlaufen haben. Vom ursprünglichen Impuls als Ausgangspunkt haben sie eine völlig neue Dimension erschlossen.

Der Bildhauer Axel Anklam arbeitet mit dem Raum: Er formt dreidimensionale Objekte aus. Das scheint selbstverständlich zu sein. Es ist aber wesentlich, sich diesen Umstand ganz bewusst zu machen. Denn man kann die Plastiken nur dann erfassen (und zuvor auch nur dann komponieren), indem man sie umschreitet und von allen Seiten betrachtet. Wie es alle plastischen Objekte im besten Falle sind, sind auch Anklams Arbeiten allansichtig. Das bedeutet, es gibt kein Vorne oder Hinten. Jede Perspektive ist gleichwertig, jede Ansicht ein Teil des Ganzen. Das Ganze kann man von einem einzigen Standpunkt aus nicht sehen. Nur wenn man sich selbst in Bewegung setzt. Der Betrachter kann die Arbeiten deshalb nur durch seine eigene Bewegung in der Zeit erfassen. Sie verwandeln sich mit jedem Schritt. Mit jedem Winkel, in dem man sie betrachtet. Offenheit, Geschlossenheit, Ruhe, Dynamik, Vor- und Zurückweichen: Eine Plastik kann alle diese Eigenschaften zur selben Zeit besitzen. Abhängig davon, aus welcher Perspektive man sie gerade betrachtet.

In dem Maße, in dem sich der Betrachter auf diesen Wahrnehmungsprozess der Kunstbetrachtung einlässt, ist es möglich, dass ihm nicht nur das künstlerische Werk, sondern auch er sich selbst bewusster werden lässt.

Anklam selbst formuliert es so: „Mir geht es darum, eine ästhetische Erfahrung zu ermöglichen, die den Betrachter auf sich selbst zurückwirft, ihn zu sich bringt und aus der er im besten Fall wacher und bewusster in den Alltag zurückkehrt.“

Was der Künstler hier beschreibt, ist ein Vorgang, der bei allen wahren Kunstwerken stattfindet. Sie rühren uns an mit ihrem Anderssein, sie bringen

uns in Kontakt mit Form, Material, Schwingung, Harmonie, Gesetzmäßigkeiten, Gestaltungswillen, Empfindung und durch diesen Kontakt mit dem Sein des Kunstwerkes kommen wir in Kontakt mit unserem eigenen Sein.

Vielleicht ist einer der Gründe, dass dem Künstler dieser Anspruch mit seinen Arbeiten gelingt, darin zu finden, dass sich sein plastisches Vokabular, seine Formensprache häufig aus Klang bzw. Harmonieexperimenten ableiten. Der Künstler beschäftigt sich seit über 10 Jahren mit derartigen Experimenten, die auf die Konsonanz-Studien von Pythagoras zurückgehen: Der griechische Philosoph gilt unter anderem als Begründer der mathematischen Analyse der Musik:

Harmonische Intervalle können durch einfache Zahlenverhältnisse dargestellt werden. Angeblich bediente sich der Philosoph dabei eines Monochords, eines Instrumentes mit nur einer einzigen Saite, die mit Hilfe eines Stegs geteilt werden kann. Einfache Teilungsverhältnisse ergeben dabei Konsonanzen, komplizierte Dissonanzen. Die reinen Intervalle von Oktave, Quarte und Quinte konnten damit zum ersten Mal mathematisch darstellbar gemacht werden. „Stimmt man beispielsweise ein Monochord auf einen beliebigen Ton und teilt die Saite durch einen Steg genau in der Mitte, so hört man wiederum diesen Ton, allerdings eine Oktave höher. Eine Quarte erhält man durch Teilung der Saite bei drei Vierteln, eine Terz bei fünf Sechsteln usw. Auf diese konsonanten, also wohlklingenden Intervalle reagiert der Mensch äußerst sensibel. Selbst kleinste Verstellungen des Steges, die unterhalb der visuellen Messbarkeit mit einem Zollstock liegen, werden vom Ohr als dissonant wahrgenommen. Auf dieser faszinierenden Beziehung von Harmonie bzw. Schönheit mit mathematisch-geometrischen Konstanten beruhen auch die Verhältnisse des goldenen Schnitts.“¹

Diese mathematischen Gesetze lassen sich auf alle gestalterische, schöpferische Prozesse übertragen. Bereits in der Antike wurden sowohl Skulpturen als auch Architektur nach den Gesetzen des goldenen Schnitts konstruiert. Dass sich die mathematischen Gegebenheiten durch Zahlen und diese wiederum durch Streckenverhältnisse ausdrücken lassen, war für den Bildhauer Axel Anklam ein neuer Ansatzpunkt in seinem künstlerischen Werk. Streckenmaße, die er mit Hilfe eines (gemeinsam mit einem

¹ Marc Wellmann: „Was bleibt, sind die Dinge“ in : Axel Anklam, die Bereitschaft zu glauben; Kerber Edition Young Art, Leipzig 2008, S. 5.

Instrumentenbauer) selbst konstruierten Monochordes ermittelte, wurden unmittelbarer Ausgangspunkt für eine neue dynamische Formensprache. Diese hat der Künstler in den vergangenen Jahren immer weiter entwickelt. Die Erforschung der pythagoreischen Gesetze war für ihn ein Weg, sich eine Ausdrucksform zu erschließen, die weg von eigenen Befindlichkeiten führte. In einem Vorgespräch schilderte mir Axel Anklam, dass ihm Kunstwerke, die schlichte subjektive Gesten zeigten, ein Grauen seien. Sein Bestreben liegt nicht in der Ausbreitung und Erhöhung des Egos (was immer wieder in der Kunst zu beobachten ist), sondern im Gegenteil: Der Suche nach einer ausbalancierten, gültigen Form.

Man spürt seinen Arbeiten an, dass sie einer inneren Harmonie folgen. Seine Formen sind in ihrer Mannigfaltigkeit nicht wahllos und auch nicht weltfremd sondern verwoben in universelle Gesetzmäßigkeiten.

Stefanie Blumenbecker, Kunsthistorikerin M.A.